



Nr. 3.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1930.

Oldenburg.

Kenntst du das Land, von Meeresflut bespült?
Den grauen Strand hat mancher Sturm zerwühlt
Weit dehnt die Marsch ihr immergrünes Kleid,
Hier dunkles Moor, dort Heideeinsamkeit.
Ein wolkenreicher Himmel überspannt
Das weite, stille Oldenburger Land.

Kenntst du die Häuser, niedrig, strohgedeckt,
Behaglich tief im Eichenfranz versteckt?
Es graßt das Rind, das schlante Füllen springt,
Es rauscht das Korn, die blaue Sichel klingt,
Und emsig schaffst so manche rüst'ge Hand
Im segenschweren Oldenburger Land.

Kenntst du das Volk, so stark und wetterhart
Von seiner Eichenriesen stolzer Art?
Hell glänzt das Auge unterm hellen Haar;
Karg ist der Mund, doch was er spricht, ist wahr,
Und Freiheit atmet, was hier Atem fand —
Das ist das Oldenburger Volk und Land.

Alida Pannonborg

Hermann Allmers' Sendung.

Von Dr. phil. Heinz Hungerland (Osnabrück).

In diesen Tagen der Not, wo jeder tiefer Schauernde sich der Tatsache nicht verschließen kann, daß nur vertiefte, vollklich gerichtete Kultur jene Läuterung deutschen Wesens herbeiführen kann, die vor allem unserem Wirren, verfahrenen, politischen Leben wieder Weltblick und Folgerichtigkeit gibt, gebührt der Heimatkunde der hervorragendste Platz. Besonders erzieherisch ist es für die innerliche Erneuerung Deutschlands, den Werdegang vorbildlicher, schöpferischer Menschen der Heimat Erde kennen zu lernen, die früh für die Schönheit der engeren Heimat und die Einheit und Größe des Vaterlandes erglühten.

Eine solche erzieherische Sendung hat auch der Bauernpoet von Rechtenfleth an der Weser, der am 11. Februar 1821 geboren wurde und die markigen, zornmutigen Worte fand:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.“

Es gebietet uns an Raum, um den vielseitigen Menschen und Künstler erschöpfend zu würdigen. Außerdem gibt es ein ganz vorzüglich illustriertes Allmersbuch aus der Feder des Germanisten und Dichters Professor Dr. Theodor Siebs (Berlin 1915, Mittler & Sohn), worin auf über vierthalbshundert Seiten ein lebensstrenues Bild vom Wesen und Wirken des friesisch-niedersächsischen Dichters entworfen ist. Frisch und anschaulich wird uns sein Hervorwachsen aus der heimatischen Vor- und Umwelt gezeigt, hellseherisch folgt der Verfasser den Spuren des väterlichen Freundes daheim und draußen, so daß Künstler und Mensch sich fozusagen elementar vor unseren Augen entwickeln. Ein bedeutendes Einzelschicksal rollt sich vor uns auf im schönen Sinne Bauernargues', der auf die Frage: „Was ist ein großes Leben?“ die Antwort gab: „Ein Jugendtraum im reifen Alter verwirklicht!“

Man könnte den Kreis des seelischen Empfindens dieses Mannes kurz umreißen mit den Worten: Tiefverwurzelter, niedersächsischer Erbsinn, gepaart mit vielseitiger, geistiger Begabung und starken sozialen Trieben, gezügelt durch edle Selbstzucht, gehoben durch stets wachen, geläuterten Schönheitsglauben und tiefes religiöses Empfinden.

Wir können an der Hand des Verfassers das Werden des Dichters durch frühe Kindheit, Schul- und Jünglingsjahre verfolgen, wir gewahren seine warmen künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, seine

innige Verehrung für die Heimat, seine glühende Vaterlandsliebe, sein Schwärmen für ein großes, einiges Deutschland, seine Entwicklung vom Friesen zum Preußen, Großdeutschen und Germanen. Wir begleiten den fahrenden Sänger auf seinen ausgedehnten Reisen in Deutschland, der Schweiz und Italien. Wir werden Zeugen, wie er sich die wunderbare, vielseitige und doch so harmonische Bildung erwandert, wie er immer mehr Gebiete in den Kreis seiner Belange einbezieht, wie sein Charakter an Lauterkeit und Stetigkeit gewinnt. Wir werden eingeführt in den Bekannten- und Freundeskreis, zu dem viele der geistig am höchsten stehenden Männer der damaligen Zeit gehörten; wir schwärmen mit ihm im „Tunnel unter der Spree“, im Münchener Dichterkreis und in der Colonnagegesellschaft zu Rom. Wir landen wieder mit ihm im Stedinger Lande, sehen, wie er in Rechtenfleth seinen väterlichen Marschenhof bewirtschaftet, sich in seinem Friesenhanse ein Tuzulum schafft, es mit Kunstwerken füllt, und wie in seinen Liebesfröhen ein zedrender Heil fällt.

Aber weit entfernt, daß Allmers, fassig geworden, in künstlerischem Träumen und Schwärmen völlig aufgeht, nein, der unermüdbare Poet dient den Gemeindogenossen als Vorsteher und wirkt befruchtend und aufklärend für die Volksbildung auch in weiteren Kreisen des Vaterlandes.

Erfüllt von innigster Liebe zu den grünen Wesermarschen, denen er in seinem „Marschenbuche“ ein unvergänglich Denkmal gesetzt hat, gründet er mit Landsleuten, die Sinn für Volkskunde zeigten, den ersten deutschen Heimatbund! Auf den Grundmauern der alten erzbischöflichen Würster Zwingburg steht „Schloß Morgenstern“; hier fanden die Zusammenkünfte statt, bildete sich der Kreis der „Männer vom Morgenstern“. Allmers hatte schon früh die verkannte Wahrheit begriffen, daß der volkliche Gedanke und das geeinte Reich nur von Bestand sein könnten, wenn sie tief in der Heimatliebe verwurzelt seien. Als vaterländischer Sänger fand Allmers herrliche Worte besonders für die vormärzlichen Räte Deutschlands. Sein „Freiheitslied“ (1843) könnte auf unsere Tage passen. Ich sehe die letzte Strophe hierher:

„Ja, das waren sel'ge Tage!
Voll Tristoz, Klage, Klage,
Daß die schöne Zeit verstrich
Mit dem goldnen Hoffnungskeine.
Deutschland, armes Deutschland, weine,
Aber dann — er manne dich!“

Was bedeutet uns nun Allmers als Dichter? — In der kulturhistorischen Prosa leistete er Vorzügliches, wie das „Marschenbuch“ und „Nordmische Schlendertage“ zeigen. Seine novellistischen Versuche („Harro Harresen“) sind verfehlt. Auf dramatischem Gebiete glückte ihm ein großer Wurf, die mehrfach aufgeführte „Elektra“. Allmers gibt mehr Stimmung und Farbe als Handlung und Linie, daher war er besonders auf das lyrische Gebiet angewiesen und wurde hier wahrhaft schöpferisch und bedeutend.

Ein echter Dichter war er, wenn auch seine große überragende Erscheinung. Es gelang ihm ja niemals, den letzten Grund seines sonderbaren Künstlertumes herauszustellen und für alle Zeiten in ehernen Leuchtwert umzusetzen. Ein echter Poet war er, weil er nie um die Gunst der Menge gebuhlt, nie der Mode gehuldigt hat, weil er kinder-einfältig nur sang, wozu ihn der freie Herzschlag zwang. So konnte sein Stilt Stimmungen der Heimat in sinnlich schwellenden Rhythmen festhalten, die sich einzig der brünstig werdenden Liebe eines Künstlerherzens offenbaren. Für den niederdeutschen Dichter gilt wie für Goethe und seinen Landsmann Storm, daß ihm nur das innerlich Erlebte zum Gedicht wurde, daß er das Gold nur dann aus dem Schacht des Herzens hob und hämmerte, wenn die Gunst der Stunde es auch rein und voll erklingen ließ. Um seine Kunst eindringlich nachzuempfinden, muß man somit das Leben des Dichters kennen. Dann lohnt es sich besonders, im lyrischen Lustgarten des niederdeutschen Bauernichters zu wandern, dessen beste Schöpfung freilich seine eigene kernige, biedere, tiefharmonische

und vielseitige Persönlichkeit war, die jeden, der in ihren Bannkreis trat, durchsounete, beglückte, von deren Wesen die Dichtung nur ein Teil war.

Es ist erquickend, zu lesen, zu hören, wie tief der Zauber war, den dieser gütige Mensch ausstrahlte. Der Osnabrücker Journalist Dramaturge Justus Viefsele, der Allmers Jahre hindurch sehr nahe stand und mit ihm einen regen Briefwechsel führte, weiß viel davon zu berichten. Er war es übrigens, der sich für die Aufführung der „Elektra“ auch in Osnabrück einsetzte. In dessen Familie weilte der Dichter oft und gern, wie ihm Osnabrück überhaupt ein sehr lieber Aufenthaltswort war. Ein inniger Freundschaftsbund verknüpfte Allmers auch mit dem begabten Osnabrücker Maler Otto Anille, den er in München kennenlernte, der sein Friesenhaus mit Fresken schmückte; von dessen Hand ist uns auch ein schönes Allmersbildnis erhalten, das in dem oben erwähnten Allmersbuche beigegeben ist.

Jedoch Dichter wollen weniger erhoben als gelesen sein. Lest die Werke des knorrigen Alten von Rechtenfleth, in der sich freie Friesen- und Niedersachsensart, Heimatstolz und Vaterlandsiebe wie in keinem anderen buchstäblich verkörpern. Er verdiente es wirklich, daß seine Sehnsucht Erfüllung fand, der er in einem Gedichte „Letzter Wunsch“ Ausdruck gab:

„Mein Leib in Heimerde,
Mein Lied in Volksmund,
So möcht' ich, daß es werde
Nach meiner letzten Stund!“

Niedersachsen.

Das Schicksal eines deutschen Kernlandes.

Von Dr. phil. G. Ludewig (Hannover).

Wir entnehmen die nachstehenden beachtenswerten Ausführungen einem Vortrage, den der Verfasser als Vorsitzer der Arbeitsgemeinschaft für niedersächsische Wirtschaft und Kultur auf deren letzten Tagung gehalten hat.

Zur Zeit des Tacitus wurde der Raum, der später Niedersachsen heißt, von einer Anzahl Völkerschaften bewohnt, die später den Grundstock des Sachsenvolkes bildeten, das wir erst zur Zeit Karls des Großen erkennen. Berühmt sind die Cherusker als Führer gegen die Römer, die die Angrivarier und die Chauken, die weit die Weser aufwärts wohnten. Ihnen steht Tacitus das rühmende und bedeutungsvolle Zeugnis aus:

„Sie sind das angesehenste Volk unter den Germanen, das seine Größe durch Gerechtigkeit zu behaupten vorzieht. Ohne Vergrößerungssucht, ohne Uebermut, ruhig und still abgeschlossen, reizen sie kein fremdes Volk zum Kriege und bedrängen auch keines mit Plünderungen und Raub. Und das gerade ist der höchste Beweis ihrer Treulichkeit und Macht, daß sie ihr Uebergehoß nicht der Gewalt verbanen. Doch sind sie alle schlaffertig, und wenn es nottut, so steht das Heer bereit, Rosß und Mann in bedeutender Zahl. Und auch im Frieden bleibt ihr Name groß.“

Zur Zeit der Sachsenkriege bildeten die Sachsen einen lockeren Bund und verteidigten ihre politische Freiheit und die Religion ihrer Väter mit einer Kraft und Zähigkeit gegen die Franken, wie sie kein anderer Stamm auch nur annähernd bewiesen hat. Nach der Auflösung des karolingischen Reiches, in der Not der Angriffe der Normannen, Slawen und Ungarn schloß sich der sächsische Stamm von neuem unter Führung der Herzöge aus dem Hause der Ludolfinger zusammen. Sie retteten ihr Land und retteten Deutschland. Heinrich und seine Sachsen gründeten recht eigentlich das einigende Deutschland auf bländischer Grundlage. Selbständige Stämme traten zur Einheit zusammen. Die sächsische Volkskraft begann die Rückeroberung des einst germanischen, an die Slawen verlorenen Ostlandes. Noch einmal, gegen Heinrich IV., verteidigte das Volk seine Freiheit gegen die süddeutschen Unterdrücker. Dann erhob sich seit Lothar das sächsische Herzogtum wiederum gewaltig und wuchs unter Heinrich dem Löwen zu einem starken norddeutschen Reiche heran, das von rein deutscher Politik getragen wurde. Die Zerschlagung dieses sächsischen Herzogtums 1180 ist eine unseelige Schicksalswende für Sachsen und für das Reich gewesen. Das Verdienst der Nachkommen Heinrichs ist es, daß sie aus den Trümmern ein größeres politisches Gebilde schufen, das sich in der zähen Arbeit der Jahrhunderte seinem Ziele näherte, nämlich der Kern für ein neues Sachsen zu werden, das die umfassende und genügende Form werden konnte für die eigenartige, wertvolle und selbstbewußte Kraft eines Stammes.

Der Name der Sachsen bezeichnete um 150 einen kleinen Stamm, der die untere Elbe überschritt und sich — vermutlich infolge der Abwanderung eines Teiles der Chauken und Langobarden — gegen die Aller hin, allerdings wohl mit abnehmender Stärke, ausdehnte. Endlich bezeichnete er einen ganzen Verband der Stämme, auch der links der Weser wohnenden. Diese Ausdehnung braucht durchaus keine politische Eroberung zu bedeuten; vielleicht bedeutet sie das Gegenteil. Verbände von Stämmen haben sich öfter nach dem Namen genannt, bei dem der geringste politische Anspruch lag. Die Griechen nannten sich nach dem unbedeutendsten der Stämme die Hellenen. Der Name klang wohl an den Namen des Himmelslichtes (Helios) an. Die Römer nannten das Gesamtvolk der Griechen nach dem völlig bedeutungslosen Stamme der Graier. Die römischen Eidgenossen aber nannten sich Italiker, womit ursprünglich die Bewohner des äußersten, politisch stets unbedeutendsten Winkels bezeichnet waren. Die Eidgenossenschaft wurde nach dem kleinen Schwyz, Hannover und Preußen nach den politisch neutralen Elementen des Gesamtstaates benannt. So werden die Niederdeutschen sich nach den Sachsen genannt haben, die sich selbst so nach dem Hammer, der beliebtesten Waffe, nannten. Der Name gefiel offenbar den Stämmen, die durch die gemeinsame Ehrung des Kriegsgottes verbunden waren, der als Bundesherr deshalb Sarnot hieß. 1512, als Kaiser Maxi-

milian die Einteilung Deutschlands in zehn Kreise vollendete, wurde amtlich der Name Niedersachsen statt Sachsens eingeführt, im Gegensatz zu dem zuerst eingeführten Rurkreise Obersachsen. Der Name des Herzogtums Sachsen war ja seit 1180 in die Elbmark Meißen gewandert, seitdem die Askanier den Herzogstitel erhalten hatten. Hier bildete sich allmählich die Bezeichnung Obersachsen, und diese hatte den Namen Niedersachsen allmählich hervorgerufen.

Es seien einige Zeitwenden zusammengestellt, Jahre, die entscheidende Bedeutung hatten für Niedersachsen und für ganz Deutschland, einige eine verhängnisvolle. Im Jahre 9 nach Christi Geburt erlag die römische Macht in der Varusschlacht. Diese Entscheidung war weltgeschichtlich. Zum ersten Male war der gewaltigen Flut der römischen Weltzeroberung Halt geboten, und sie wich seitdem zurück. Die große Wendung erkannte Kaiser Tiberius, der den germanischen Krieg und die im Entstehen begriffene Provinz Germanien ausgab. Die niederdeutschen Stämme hatten ihre Freiheit und ihre Eigenart bewahrt und damit die Eigenart des deutschen Volkes überhaupt gerettet. Im Jahre 919 wurde der Sachse Heinrich zum König gewählt, durch Sachsen wurde das Deutsche Reich — und zwar auf bländischer Grundlage — gegründet. 1180 zerstörte Friedrich Barbarossa im Bunde mit den Gegnern Heinrichs des Löwen das große sächsische Herzogtum. Sachsen wurde zersplittert und ebenso Deutschland. 1235 wurde Heinrichs Enkel Otto mit den Erbgütern vom Kaiser befehlt und hieß als Reichsfürst Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Allmählich entstand ein neues bedeutungsvolles Staatsgebilde auf dem Boden des alten Sachsens. 1633 befreite Herzog Georg durch den glänzenden Sieg bei Hefisch-Oldendorf Niedersachsen. Es begann, sich zusammenzuschließen. Er machte Hannover zu seiner Hauptstadt. Sein Tod, 1641, brachte für Niedersachsen das größte Unheil. Die Schweden im Bunde mit den Brandenburgern zerstörten das vor der Völkung stehende Werk. Sie entrißen Bremen und Verden, Halberstadt, Minden; Hildesheim gewann der Kaiser zurück, 1693 wurde Hannover Kurfürstentum. Wiederrum erhob sich der niedersächsische Kernstaat: 1689 wurde Lauenburg, 1715 Verden und Bremen gewonnen, 1731 Hadeln, 1803 Osnabrück. In den Jahren 1757 bis 1763 verteidigte die verbündete Armee Niedersachsens das Land siegreich gegen die Franzosen; sie gab Friedrich II. erst die Möglichkeit, sich gegen seine Feinde zu halten und rettete ihn im Augenblick seiner höchsten Not nach der Schlacht bei Kunersdorf durch den Sieg bei Minden. 1803 bis 1815 verließ die Jugend des Landes die Heimat und kämpfte als wanderndes Heer im Auslande den Feind, der die Heimat besetzte. 1814 wurde Hannover, auf fast 700 Quadratmeilen erweitert, Königreich. 1866 vernichtete eine Katastrophe den niedersächsischen Kernstaat und beseitigte die politische Geltung Niedersachsens.

Das Schicksal der deutschen Nordseeküste.

Bis in die crasse Presse dringen heute Pläne, die das Meer bis zur Spitze Dänemarks hinausbäumen möchten und auf dem trockengelegten Grunde ein neues Norddeutschland mit unabsehbarem Siedelraum versprechen. Gleichzeitig melden sich aus einem bisher wenig gehörten Kreise die Stimmen anderer, die die Nordsee im Vordringen und das altbesiedelte Küstenland schon in Gefahr sehen. Wird hier die Hoffnung recht behalten oder die Furcht? Soll der Staat, denn das Volksganze geht es an, am Angriff arbeiten oder an der Abwehr? Ausblick kann nur die Rückschau bieten und die Erkenntnis der feindlichen oder verbündeten Naturkräfte. Die Erdgeschichte, die der Herausgeber dieser Berichte zu hören wünscht, hat also in der Tat hier das Wort.

Die geologische Vergangenheit läßt keinen Zweifel: Im Nordseegebiet ist die Erdkruste seit Jahrmillionen im Sinken. Denn seit der Kreidezeit hält sich hier das Meer, während im Norden Skandinavien und im Süden Mitteldeutschland zu steigen bestrebt sind. Gelegentlich griff dieses Meer zur Olfsee oder nach Süden über, aber der Nordseeboden bleibt der Saal des großen Beckens. So ist sein heutiger Wasserinhalt ein Nachfolger des Kreidemeeres, dessen Ablagerungen, überdeckt von Tertiär und Eiszeitschutt, an den Küsten hervorschauen und den Untergrund bilden. Diese mächtigen Gesteine tauchen aber heute in Tiefen, in denen sie sich nicht abgelagert haben. Daraus eben geht die lange Dauer der Senkung hervor, die von Hebungen nur vorübergehend unterbrochen wurde.

Leider ist auf die jüngste Vergangenheit der Nordsee kein Strahl von dem Licht gefallen, in dem sich für die Olfsee die Geschichte der letzten 15 000 Jahre erhellt hat. Der Olfsee gab ein wechselvolles Geschick nacheinander die Gestalten einer Hudsonbai des Eismeres, eines ausgefüllten Schwarzen Meeres mit Bosporus, einer über Holstein verlaufenden Verlängerung der Nordsee und endlich den heutigen Umriß. Demzufolge liegen polare, süßwasserige und nordseeische Schalenablagerungen als geordnete Urkunden unter den gegenwärtigen Ablagen der Olfsee. Die Nordsee jedoch verlor in dieser Zeit bei allen Schwankungen die breite Verbindung mit dem offenen Atlantischen Ozean nicht und erfuhr daher in ihren Ablagerungen keine greifbaren Einschnitte der Geschichte.

In der Bronzezeit, so lehrte Altmeister Sauer, sollte die Senkung der Nordsee zum Stillstand gekommen sein. Landbrücken, auf denen noch nach der Eiszeit Mammutherden quer über die Nordsee wanderten und Moore noch lange emporragten, liegen heute versenkt zwischen England und Jütland, wo auf hoher See die Fischer zu ihrem ständigen Verdruss die Knochen und Torfklumpen in die Schleppnetze bekommen. Aber die Grabdenkmäler der Bronzeleute, jedem Syktbesucher unvergeßlich, scheinen unverändert in ihrer Lage über dem Wasser geblieben zu sein. Die großen Zerstörungen, die im Mittelalter (1200 bis 1500) die Buchten aus der holländisch-deutschen Küste mit Land und Leuten herausrissen, wurden der Unvollkommenheit des beginnenden Deichbaues zugeschrieben und ausnahmsweise Summierung lediglich der Kräfte von Mond und

Wetter. Nur in Holland rechneten einzelne misstrauische Gelehrte auch mit einem Steigen des Meeresspiegels.

Da wagte es 1908 ein Geologe weniger von Fach als von Geburt, der um seine oldenburgische Heimat besorgte Rektor Schütte, der beruhigenden Lehre, in der Technik, Wissenschaft und Volksbeobachtung ausnahmeweise einmal übereinstimmen, die Warnung entgegenzusetzen: Die Senkung der deutschen Küste geht weiter und bedroht das Marschenland, wenn nicht die Deiche unverzüglich erhöht werden! Die Behörden, pflichtgemäß, solange für so ungeheure Kosten die Gründe nicht erwiesen waren, traten mit Nachdruck entgegen. Der Lehrer kämpfte mit der Bescheidenheit und Zähigkeit des echten Forschers scharfsinnig und verantwortungsbewußt weiter. Heute scheint der Streit der Entscheidung nahe.

Man hat im Binnenlande nicht verstanden, warum nicht einfach die Beobachtung an festen Pegeln erkennen läßt, ob das Festland in den Meeresspiegel hineinsinkt. Aber dieser „Spiegel“ ist ja nur ein berechneter Durchschnittswert einer ruhelosen Oberfläche, die auch ohne Wellen um die Höhe eines Einfamilienhauses (10 Meter) schwankt. Und die Festpunkte waren nicht fest auf einem Boden, der wie die Marsch aus jungen, leicht zusammendrückbaren Schichten besteht. Nur bei vorsichtiger Einbeziehung vieler Fehlerquellen, die manchmal kaum geringer als das Ergebnis sind, lassen sich Beweise für eine Fortdauer der Senkung gewinnen und noch schwerer größenmäßig beurteilen. Die Kritik hat an allen diesen schwachen Punkten angefaßt, trotzdem wird sie jetzt dahin einig, daß die Küste auch heute noch sinkt. Freilich sinkt sie nicht als geschlossener Block, was man erwartet und wozu man sich die Erkenntnis auch noch erschwerte hatte. Vielmehr bewegt sich die Gegend der Elbmündung nur langsam nach unten, während die Küsten beiderseits vorauseilend untertauchen, nämlich die Halligküste und das Dollart-Jadegebiet (sowie Holland). Es sind die Schollen des Untergrundes, in die der nord- und mitteldeutsche Boden bei der letzten Gebirgsbildung zerstückelt wurde und die sich nun auch hier getrennt bewegen.

Ueber den Betrag der Senkung besteht noch keine Sicherheit. Doch nehmen auch die vorsichtigsten Forscher für die beiden voraussetzenden Gebiete 10 bis 20 Zentimeter im Jahrhundert an. Dies klingt harmlos für ganz moderne Ohren. Denn die Geologie hat, wenn auch erst in den allerletzten Jahren, gelernt, wie lebhaft sich der Boden, auf dem wir wohnen, bewegen kann, ohne daß wir es merken. Süddeutsche Landesleute finden ja gänzlich unbemerkt viel rascher als jene zwanzig Jahrhundertzentimeter und gleichen sogar mit der zehnfachen Geschwindigkeit (jährlich 1,8 Zentimeter) nach der Seite. Selbst wo eine künstliche und durch ihre Ungleichmäßigkeit so auffallende Ursache am Werke ist wie der ausbleibende Bergbau im Ruhrgebiet, wird es der Großstadt Hamborn kaum bewußt geworden sein, daß sie in wenigen Jahrzehnten um mehrere Meter gesunken ist. In der Nähe des Meeres aber können viel geringere Senkungen schon die Vernichtung bringen. Die Marsch liegt ja als Aufschwemmung des Meeres schon von Geburt an unter dem täglichen Hochwasser (der „Flut“), im Schutz von Deichen, die nach der Statistik weniger Jahrzehnte berechnet sind. Ueberstatistische Wasserstände müssen schon deshalb in Rechnung gestellt werden, wie ja die „Spitzen“ in der Technik überall das Entscheidende sind. Dazu kommt nunmehr die Senkung. Neuerliche Sturmfluten sind der Deichzone an manchen Stellen bedenklich nahe gekommen und haben die in Oldenburg inzwischen erreichte Erhöhung der Deiche als nicht überflüssig erwiesen. Die Deichbrüche von 1825 kosteten 789 Tote und 16 Millionen Taler; heute würden die Verluste größer sein.

Die wichtigste Unterlage für alle Maßnahmen wäre eben der Betrag der Senkung. Daß man diesen noch nicht kennt, liegt an der letzten Unklarheit, auf die sich der Streit um die Senkungsfrage zusammenzuziehen beginnt: Geht die Einbewegung seit mehreren Jahrtausenden einsinnig nach unten vor sich oder liegt, wie Schütte zu beweisen versucht, einehebung in frühgeschichtlicher Zeit dazwischen? Dann würden in jenem unbestrittenen Wert von 10 bis 20 Zentimeter im Jahrhundert positive Summanden den wahren Minuswert der neuerlichen Senkungen trügerisch überdecken. Das Tempo des gegenwärtigen Untertauchens wäre also erheblich größer (fast 40 Zentimeter) und noch bedrohlicher.

Das Reichsamt für Landesaufnahme, dessen bisherige Vermessungen keine Klarheit bringen konnten, hat diese Frage großzügig angefaßt. Beraten durch die Geologische Landesanstalt, hat es für Feinmessungen ein Netz von besonders gesicherten Fixpunkten angelegt, in der Marsch zementgefüllte Rohre, die bis zu 25 Meter Tiefe eingebohrt sind. Das Netz läuft die ganze Nordseeküste entlang und nimmt an den Gebirgsgrund Mitteldeutschlands Anschluß. Das romantische Entdeckungsalter, in dem scharfsinnige Einzeldeutung natürlicher Urkunden eine zeitlich nicht genau festzulegende Vergangenheit in die Zukunft hineinprophezeien mußte, hört damit für den Kern der Senkungsfrage auf. Die Entscheidung sollen die Instrumente bringen.

Jahrzehnte werden vergehen, bis das Senkungsausmaß so festgestellt werden kann. Aber schon die erkannte Tatsache der Senkung verbietet, diese Zeit verloren gehen zu lassen. Der Küstenbau wird das bedrohte Land ohne Verzug schützen müssen, und mit Beruhigung hört man, daß das preussische Landwirtschaftsministerium tatkräftig mitwirken will. Denn wenn auch jene Dämme zwischen Friesland und England als ein Spiel der Phantasie entschwinden oder als unverantwortliche Phantasie, wenn sie im Gewande des Ernstes auftreten, vorsichtiger Kühnheit kann mancher Landgewinn innerhalb der Inselkette trotz allem noch möglich sein. Dauernden Erfolg freilich haben künstliche Eingriffe nur dann, wenn sie die Kraft des Meeres mit den Kräften des Meeres bekämpfen. Das Meer zerstört, aber auch nur das Meer bringt anwachsendes Land, wie ja der ganze grüne Marschgürtel ein Geschenk der täglichen Flut ist.

Wenn also irgendetwas, so kann nur die Erkenntnis der im Meere waltenden Vorgänge die unerbittliche geologische Geschichte aufhalten. Der Einblick in diese Kräfte ist die Vorbedingung jeder gestaltenden Ar-

beit an der Küste, wie auch eine Theorie noch immer die beste Praxis gewesen ist. Die Aufgabe wird die nächsten Jahre beschäftigen. Keinen geringen Teil hat die Wissenschaft des nicht durch seine hanseatischen Farben mit dem Meere verbundenen Frankfurt übernommen, seitdem die Sendenbergsche Naturforschende Gesellschaft die Forschungsanstalt für Meeresgeologie „Sendenberg“ in Wilhelmshaven errichtet hat, unterstützt durch die Städte und Freunde ihrer Bestrebungen. Forscher der verschiedensten Zweige vereinigen sich hier, um an den Werken des Meeres die Bildung zukünftiger Gesteine in der Gegenwart zu erkunden. Das eine Antlitz der Anstalt ist dem Festlande zugekehrt, dessen hartgewordenes Gestein sie im Lichte der frischen Meeresgebilde verstehen möchte wie ein Gewebe vom Webstuhl her. Das andere Antlitz aber schaut auf die zerstörenden und bauenden Vorgänge des Meeres, von denen so vieles unbekannt ist, was die Technik des Küstenbaues daher nur gefühlsmäßig und vielleicht falsch in ihre Rechnung einstellt. Jede Erkenntnis, die hier gewonnen wird, ist eine Waffe, mit der wir unseren nun auch von der Natur bedrohten Boden verteidigen können, und ist die einzige Waffe, mit der auch heute noch Raumgewinn möglich sein kann.

Prof. Dr. Rud. Richter in der „Frankfurter Zeitung“.

Der Mauersegler.

Von W. Alie (Bremerhaven)

Ueber die ersten Stare, die Rückkehr der Schwalben und die Ankunft des Storchens pflegen die Tageszeitungen zu berichten, aber das nicht weniger eindrucksvolle und auffallende Eintreffen der Mauersegler wird in der Regel nicht bemerkt. Noch in der ersten Maiwoche stand die strahlende Kuppel des Frühlingshimmels ruhig und unbelebt, bis sich plötzlich eines Tages die Luft mit kreischenden Lauten erfüllte und zahlreiche schwalbenartige, mehr als 40 Zentimeter messende Vögel in raschem Flug hoch durch den blauen Aether dahinschossen. Der Mann, der mit seinem feinen Gefühl für die Eigenart unserer Landschaft empfand den Mauersegler als einen Fremdling, das ausdringliche Geschrei der Tiere berührte sein Ohr schmerzhaft, und das ganz charakteristische Flugbild veranlaßte ihn, geringschäßig von den aus „Blech gestanzten Vögeln“ zu sprechen.

Und in der Tat ist der Mauersegler, trotzdem sein Brutgebiet sich bis hinauf zum mittleren Norwegen erstreckt, kein ursprünglicher Bürger unserer Vogelwelt. Sehr spät, als nach dem Abfliegen der letzten Folgen der Eiszeit die übrigen gesiederten Einwanderer, sowohl Stand- wie Zugvögel, sich den neuen Verhältnissen längst angepaßt hatten, erfolgte der Vorstoß des Mauerseglers aus seiner tropischen Heimat, in der seine Sippe in zahlreichen Arten vertreten ist, zur Erweiterung seines Brutgebietes nach Norden. Doch zur rechten Eingewöhnung ist es noch nicht gekommen. Als letzter aller Zugvögel erscheint er erst Ende April oder noch später (im Vorjahre am 7. Mai), und nach kaum vierzehntägigem Aufenthalt verläßt er uns als erster Anfang August. Nur eine Brut wird in dieser Zeit aufgezogen, das Gelege ist ungewöhnlich klein, in der Regel besteht es nur aus zwei Eiern, die Dauer der Brutzeit aber außerordentlich lang: annähernd drei Wochen beansprucht das eigentliche Brutgeschäft, und weitere drei Wochen hocken die Jungvögel im Nest, um die volle Entwicklung des Gefieders abzuwarten. Kunstlos und eigenartig ist das Nest, die dürtigen Baumstoffe, die den Boden der Mauerschlöcher bedecken, in denen der Vogel mit Vorliebe haust, werden im Fluge aufgegriffen und mit dem zähen Schleim der Speicheldrüsen notdürftig verklebt. Bei den verwandten indischen Salanganen bestehen die Nester ausschließlich aus dem erhärtenden Schleim der Speicheldrüsen. Sie werden in Massen gesammelt, und man schätzt sie in der chinesischen Küche als besondere Leckerbissen. Ein Mauerseglerneft ist also kein kunstvolles Geflecht mit sorgfältig ausgepolsterter und geglätteter Mulde, es gleicht vielmehr einem von Schleimbändern wie von Schnedenkriechspuren überzogenen filzigen Fladen. Oft werden sogar fremde Nester mit halbfertigen Gelegen übersperrt und in die Unterlage mit einbezogen, denn da der Mauersegler als letzter eintrifft, findet er nicht selten seine Nisthöhle bereits besetzt. Bei dem Kampfe um die Wohnung pflegt aber regelmäßig der entschlossen und rücksichtslos angreifende letzte Ankömmling Sieger zu bleiben.

Reizvolle Familienbilder, wie sie uns unsere Schwalben bieten, wenn die Jungen das Nest verlassen haben und nun auf einem trockenen Ast oder auf einem Draht sitzend mit Flügelchlägen und Gezwitscher die vorheißenden Eltern um Nahrung anbetteln, können wir beim Mauersegler nicht beobachten. Flugübungen erübrigen sich für die in langer Nesthockerzeit voll ausgefiederten Jungvögel; in der ungestümen Art der Alten stürzen sie eines Tages aus ihrer Mauerspalte hervor und tummeln sich mit diesen sofort stundenlang in so geschickten Schwenkungen in der Luft, als hätten sie schon eine wochenlange Übungszeit hinter sich. Zum Ausruhen und zum Uebernachten kehren sie wieder ins Nest zurück, denn der sonderbare Vogel kann weder sitzen, noch hüpfen, noch schreiten. Die Verkümmern und der eigentümliche Bau der Füße gestatten ihm vielmehr nur, sich hängend anzuklammern oder rutschend fortzuschleichen. Die oft wiederholte Behauptung, daß der zufällig auf den Boden geratene Mauersegler nicht wieder aufsteigen könne, trifft nur für solche Vögel zu, die beim Aufsprall Schaden erlitten haben, unverletzte Tiere erheben sich ohne Mühe wieder.

Die winzigen Klammerfüßchen, deren befiedertes Lauf kaum mehr als ein Zentimeter mißt und deren vier scharfgekrallte Zehen sämtlich fächerartig nach vorn ausgedehnt sind, entgehen leicht der Beobachtung, und so ist der Vogel zu dem unrichtigen, aber noch heute in der Wissenschaft gebräuchlichen Namen „Apus“, der Fußlose, gekommen. Auch die deutschen Bezeichnungen Mauersegler oder Turmschwalbe treffen beide nur in ihrem ersten Teile und hier auch nur halb zu, denn ursprünglich ist der Vogel natürlich ein Felsenkletterer, der erst spät die Möglichkeit aus-

zunehmen begonnen hat, die ihm die künstlichen Felsen der menschlichen Bauwerke darbieten. Wenn der Name Mauersegler auch allgemein benutzt wird, die Art der Bewegung kennzeichnet er trotzdem nicht einwandfrei. Der Segelflug macht sich bei zweckmäßig eingestellten Tragflächen die Kraft aufsteigender Luftströme zu nutze, wie wir das bei Möwen, Störchen und Raubbögeln, die ohne Flügelschlag lange Zeit schweben und kreisen können, mit Reid und Entzücken oft zu sehen Gelegenheit haben. Der Mauersegler aber eilt mit äußerster schnellen, heischnahe schwirrenden Flügelbewegungen dahin und sinkt bei ausgebreiteter Haltung der Schwingen schnell im Gleitfluge ab. Der Name Turmschwalbe schließlich ist ganz zu verwerfen, weil der Vogel keinerlei Beziehungen zu den Schwalben hat; Körperbau und Lebensgewohnheiten verweisen ihn vielmehr in die Nähe der Rackenvögel, zu deren Verwandtschaft von bekannteren europäischen Arten Ziegenmelker, Wiechhopf und Eisvogel gehören.

Da die Mauersegler ausschließlich von Insekten leben, die sie im Fluge erfassen, gehen sie, obgleich sie nicht allzulange Hungerzeiten leicht zu überleben vermögen, in regenreichen Sommern doch in großer Zahl zugrunde. Sobald die Jungen reifefähig sind, verläßt uns der Vogel; so erklärt es sich, daß er nach trockenen, der Aufzucht der Brut günstigen Sommern zeitiger fortzieht als nach nassen. Der Tag der Abreise ist nicht leicht sicher zu bestimmen. Bei ihrer Ankunft und zur Zeit der darauf folgenden Balzspiele verraten sie sich auch dem weniger Aufmerktsamen durch ihr schrilles fri-fri, mit dem sie sich hoch in den Lüften jagen. In der Brutzeit verstummen sie, auch später lassen sie sich nicht wieder vernehmen, und so sind sie denn Anfang August verschwunden, ohne daß selbst der Freund und Beobachter des merkwürdigen Vogels immer genau den Tag der Abreise anzugeben vermöchte.

Vom niedersächsischen Heimatshuh.

Im verflossenen Jahre war ein Vierteljahrhundert verstrichen, seit der Deutsche Bund Heimatshuh und sein Zweigverein, der Verein für Niedersächsisches Volkstum in Bremen ins Leben gerufen wurden. Wenn aus diesem Anlasse Erreichtes und Gewolltes einander gegenübergestellt wurden, so liegt darin der beste Rechenschaftsbericht für die Notwendigkeit des Heimatshuhes überhaupt. Der Verein für Niedersächsisches Volkstum hatte seine große Ausstellung im November v. J. unter das Schlagwort gestellt: Warum Heimatshuh? und im Bilde recht eindrücklich zum Ausdruck gebracht, wie einerseits im Bau der niederdeutsche Geist sich auswirkt und andererseits ein wirksamer Naturschutz betrieben werden kann. Das niedersächsische Jahrbuch für 1930 bringt außer Jubiläumsaufsätzen die Rede von Dr. Werner Lindner „Heimatshuh und neues Bauen“, die gelegentlich der Festführung gehalten und von der Nordag auf alle Sender übertragen wurde, im Wortlaut; daneben wertvolle Beiträge von Professor Alwin Sontke, Baudirektor Erhardt, Oberschulrat Dr. Dehning und Professor C. A. Weber.

Unter den im Berichtsjahre geleisteten Arbeiten verdient zunächst der Entwurf zu einem bremischen Denkmalschutzgesetz genannt zu werden, das in großzügiger Weise alle Heimatshuhfragen umfaßt. Eine Aufnahme technischer Denkmäler, wie sie der Deutsche Bund Heimatshuh anregte, wurde bereits in Angriff genommen. Die sehr wichtige Frage „Heimatshuh und neue Vangesinnung“ behandelt im Sinne des deutschen, österreichischen und schweizerischen Heimatshuhes der Oberregierungsrat Osterer aus München in einer sehr lehrreichen Broschüre. Im allgemeinen darf man aber sagen, daß bei Neubauten ein geläuterter Zeitgeschmack sich durchzieht und die Wege zu einem neuen Baustil sich klarer herausheben. Dagegen treten Naturschutzfragen neuerdings immer mehr in den Vordergrund. Da sind es einmal die von einem gesteigerten Kraftwagenverkehr auf den Landstraßen ausgehenden Eingriffe in das überkommene Natur- und Landschaftsbild. Es sei nur hingewiesen auf die geplante Umgehungsstraße für Scheeßel, die dem Orte viel von seiner anheimelnden Schönheit nehmen würde, oder auf das schöne Fachwerkhäus in Fork, das einer Straßenbegradigung zum Opfer fallen soll. Hier muß eine für Verkehr und Heimatshuh erträgliche Einigung herbeigeführt werden. Im allgemeinen aber darf der Heimatshuh heute die Gewähr haben, daß Landesregierungen und Landesplanungsverbände heute größere Eingriffe in das Landschaftsbild sorgfältig prüfen und hinreichend überlegen.

D. St.

Gedreim über die Kirchspiele des Landes Hadeln.

Olenbrook is de Kron,
De Worth kann't woll dohn.
Neenlarfen is dat Areichenneß
Aterndörp dat hohe Fest.
De Lee is unveracht't,
In Wann'n de Sundenjag.
Helenworth is de Waterpohl,
Steinau dat is de Roggenstohl.

Olenbrook = Altenbruch, de Worth = Wüdingworth, Neenlarfen = Neuenkirchen, Aterndörp = Otterndorf, de Lee = Nordleba, Wann'n = Wanna, Helenworth = Hlienworth, Steinau = Steinau. „de“ vor „Worth“ und „Lee“ ist der weibliche Artikel „die“. „Se is ut der Worth, ut de Lee, he waunt in de Worth, in de Lee, he will na de Worth, na

de Lee.“ Um „Lee“ (Nordleba) nicht mit Lebe zu verwechseln, setzt man „de“ davor und nennt Lebe „Bremerlebe“. Im Lande Hadeln gibt es auch ein Silberleba, plattdeutsch „Sürlee“. Sür = Silber, Silden, nicht etwa sauer, vergl. Sauerland in Westfalen = Sinder-, Sür-, Silberland, nicht „saures Land“, wie man das mit Aster-Schachtelhalm, Duwock, bestandene Land nennt. Silberleba, früher ein Kirchdorf, ist jetzt in Wanna eingepfarrt. Nur Steinau lautet im Hochdeutschen und Plattdeutschen gleich. Verfasser, Entstehungszeit und Entstehungsort obigen Neckreimes sind unbekannt. Auffallend und bedauerlich ist es, daß zwei Kirchspiele des Landes Hadeln, Osterbruch und Obisheim, „Osterbrook“ und „Gottshemm“, nicht mit hineingebracht sind.

Hadel (Vorstedt).

Plattdeutsch in der Diplomatie.

Gewiß wird man erstaunt fragen: Was hat unser altes ehrliches Plattdeutsch mit dem Handwerk zu tun, vor dem der gute Bürger doch immer ein laises Grauen hat, denn dieses Spiel der Diplomatie ist für ihn mehr oder minder stets so etwas wie Spiegelschere, wie Schlingensiefel und Ueberfall aus dem Hinterhalt. Dafür paßt doch wohl nur das kalte, wortspitze, aalglatte Französische. Aber Plattdeutsch, Muttersprache? Und doch sei hier einmal an eine kleine Episode der hohen Politik erinnert, in der auch die Sprache des Herzens einmal ihre Wirkung getan hat und wahrscheinlich eine größere als die augenberdrehenden Worte des Franzosen. Es war allerdings auch kein bloßer Diplomat, der sie im Munde führte, sondern ein ganzer Mann, der selber fest auf Heimatboden stand, auf dem Boden des Landes, das er selber erst zur Heimat aller Deutschen zusammengeschmiedet hatte.

Während des Aufenthaltes der Transvaaldeputation in Berlin hielt nämlich Othm Krüger seine Begrüßungsansprache nicht auf Englisch, sondern auf „Afrikaanderisch“, dem holländischen Dialekt der südafrikanischen Buren. Das aber gerade veranlaßte Bismarck, seine Erwiderungsrede zu halten nicht in der Sprache des Diplomaten, sondern eben in der Sprache des Herzens, seinem guten alten — pommerischen Platt. Die Hohen und Höchsten Herrschaften waren natürlich zuerst blaß vor Erstaunen, um dann mit einem maliziösen Lächeln die Wirkung dieser für sie wunderlichen Ansprache bei den Buren zu beobachten. Die aber waren weniger erstaunt als ehrlich begeistert von einem Staatsmanne, der auch durch das äußere sprachliche Gewand schon die Blutsbruderschaft zu beweisen wußte, und waren so sehr erfreut, hier gleich den gemeinsamen Ton gefunden zu haben, daß man auch später beim Galadiner im Kaiserlichen Schloß im Augenblick den offiziellen Ton überwand und in die angeregteste Unterhaltung überging, eben auf — Transvaalpommerisch.

Gömmersreiden.

Von Fritz Hümann.

De Gömmer is kamen,
Wo lacht nu de Welt!
Wo jucht et und jacht et
In Wisch un in Feld!

De Jungs sünd dat Sitten
Un Hoden lang leed:
Vör Lust und vör Freide
Koppheiter se scheet't!

Dat piept un dat zwitschert,
Dat singt un dat sleit't,
An'n Huz un in'n Blom'ngorn,
In Busch un in Reith.

De Deerns plüdt sich Blomen
Un binnt sich een'n Kranz,
Springt rundüm in'n Kreise
Un dreiht sich in'n Danz.

Dat Bählämmken munter
In'n Gras hüppt un wüppt,
De Summers und Brummers
In'n Honnig nu nippt!

Keen woll sich nich mitfreun?
All' Sorgen bi Siet!
To'n Lachen un Danzen
Dor is dat nu Tiet!

Büchertisch.

* Lübecker Trachten. Von Johs. Warndke. 72 Seiten mit 13 teils farbigen Abbildungen. Klein-Quart. Verlag von Gebrüder Vorher's G. m. b. H., Lübeck. „Lübecker Trachten“, — sie gaben bis vor wenig Jahrzehnten dem Straßenbilde Lübecks neben den charakteristischen Giebelhäusern ein besonderes Gepräge. Nur ganz verschwindend wenig davon ist heute noch im Gebrauch. Sie erstrecken sich auf männliche wie weibliche Personen. Neben der Amtstracht des Senates erscheinen u. a. Ratsdiener, Brachervögte, Schützenführer, Träger, Kornwäger, Glashsbinder, Hühnerföber, ferner Dienstmädchen, Fischfrauen, Mecklenburger Ammen, Gärtnerfrauen, Waisenkinder usw. Der Verfasser ist in Wort und Bild dem immer mehr zurücktretenden Trachtenwesen, das etwas von der Eigenart einer Landschaft enthält, nachgegangen und hat das festgehalten, was sich noch im Volke, in Museen und im Privatbesitz an Originalen, Zeichnungen und photographischen Aufnahmen erhalten hat. — Sicher noch zu rechter Zeit, denn in wenig Jahren werden auch die letzten dieser schönen, meist farbigen Trachten verschwunden sein, an dessen Mannigfaltigkeit sich die Aelteren unter uns noch erfreut haben. — Das Werk wird auch über Lübeck hinaus, besonders in den angrenzenden Landesteilen, wie in den Kreisen, die sich mit der deutschen Volkskunde beschäftigen, gewiß gebührende Beachtung finden. — Der Preis ist gebunden 6 RM., gebest 5 RM.